

Die Neue Welt

Nr. 1

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

Zwei Neujahrswünsche.

Von Franz Dieberich.

Durch schwarze Nacht hinrast mit gellen Piffen
Der Sturm und prasselt an die Häuserwände,
Es fährt des Blitzes Schwert in blauer Blende
Rasch durch die Wolken, zauberscharf geschliffen.

Ausleuchtend jagen sich die Wetterbrände:
Und licht umher mit tausend Siebeltriffen
Taucht auf bei jedem Blitz die Stadt, als griffen
Wegreißend an das Dunkel Riesenhände.

O zuckt, ihr Lichter! Ströme nieder, Regen!
Naturgewalten, die den Muth erfrischen,
Hand an die Finsterniß der Welt zu legen!

Wie dieser Himmelsblitze helles Zischen
Möcht ich des Wissens Flammen niederfegen
Und plötzlich alle Geistesnacht verwischen!

Du hast die Sprache. Doch wozu? Zum Schweigen?
O brauche Deine Sprache kühn zum Sprechen!
Laß in dem Frühling edlen Wollens brechen
Des Schweigens Eis, das Deine Lippen zeigen!

Willst Du Dich zählen zu den ängstlich Feigen,
Die ewig wandeln auf den sichern Flächen?
Nein, wag einmal zu reisen mit den Bächen
In wilden Meeres tollen Wogenreigen!

Dort, wo die Sturzfluth donnert an die Düne,
Wo sich der Gischt in weißen Wirbeln bäumt,
Dort suche Deines Lebens Thatenbühne!

Der ist ein Feind, der noch in Träumen säumt,
Zu häufen Dämme vor das Land, das grüne,
Wenn die Vernichtung schon herüberschäumt.

Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Tolenz.

I.
Der Großbauer Traugott Büttner ging mit seinen zwei Söhnen zur Kirche. Die drei Männer konnten sich sehen lassen. Der Büttnerbauer selbst war ein Sechziger, groß, hager, bartlos, rothbraun im Gesicht, mit graugelbem Haupthaar, das er nach altmodischer Weise lang ins Genick hinab wachsen ließ. Breitpurig und wuchtig trat er mit schwerem Stiefel auf, wie es ihm, dem Besitzer des größten Gutes im Dorfe, zukam. Seine starken, etwas eckigen Gliedmaßen, die sich ausnahmen wie knorrige Eichenäste, waren in einen Rock von dunkelblauer Farbe mit langen Schößen gezwängt. Die engen Ärmel behinderten ihn offenbar in der Freiheit der Bewegung. Dafür war das auch der nämliche Rock, in welchem der Büttnerbauer vor mehr als dreißig Jahren getraut worden war. Daß der Rock inzwischen etwas knapp geworden in den Schultern und über die Brust, störte den Alten nicht, im Gegentheil! diese Gebundenheit und enge Verschnürung des Leibes stimmte so recht zu der Weiße und feierlichen Gemessenheit, die nun einmal zum Sonntagmorgen gehört. — Auf dem langen, straffen

Haar trug er einen Zylinder, den das Alter nicht glatter, sondern recht widerhaarig gemacht hatte.

Der Bauer schritt zwischen seinen beiden Söhnen Karl und Gustav.

Karl, der Ältere, war in gleicher Größe mit dem Vater, aber beleibter und fleischiger als dieser. Auch er rasirte sich, nach guter Bauernweise, den ganzen Bart. Seine großen, etwas verschlafenen Augen und die vollen, rothen Wangen gaben ihm das Aussehen eines großen, gutgearteten Jungen. Aber, wer sich die Fäuste des Mannes näher betrachtete, dem verging wohl die Lust, mit solchem Burschen anzubinden. Heute trug er, wie der Alte, ein dickleibiges Gesangbuch in der Hand. Auch er war in einen langschößigen Kirchenrock gekleidet und trug einen breitkrämpigen Zylinder auf dem runden Kopfe. Im Ganzen war Karl Büttner die wohlgenährtere und um dreißig Jahre jüngere Ausgabe von Traugott Büttner.

Verschieden von den Beiden zeigte sich der jüngere Sohn, Gustav, Unteroffizier in einem Kürassierregiment. Vielleicht war es die schmutze Uniform, die seine Figur hob, ihm etwas Gewandtes und Nettos gab, daß er sich von den beiden plumpen Bauerngestalten vortheilhaft abhob. Er war etwas kleiner, als Vater und Bruder, fehnig, gut gewachsen, mit offenem, einnehmendem Gesichtsausdruck. Gustav

wiegte seinen schlanken Oberkörper ersichtlich in dem Bewußtsein, ein hübscher Kerl zu sein, auf den heute die Augen der gesammten Kirchfahrt von Halbenau gerichtet waren. Nicht selten fuhr seine behandschuhte Rechte nach dem blonden Schnurrbart, wie um sich zu vergewissern, daß diese wichtigste aller Manneszierden noch an ihrem Plage sei. Im Heimathsdorfe hatte man ihn noch nicht mit den Tressen gesehen. Zum heurigen Osterurlaub zeigte er sich der Gemeinde zum ersten Male in der Unteroffizierswürde.

Gesprochen wurde so gut wie nichts während des Kirchganges. Hin und wieder grüßte mal ein Bekannter durch Kopfnicken. Zum Ostersonntage war ganz Halbenau auf den Beinen. In den kleinen Vorgärten rechts und links der Dorfstraße blühten die ersten Primeln, Narzissen und Leberblümchen.

In der Kirche nahm der Büttnerbauer mit den Söhnen die der Familie angestammten Kirchenplätze ein, auf der ersten Empore, nahe der Kanzel. Die Büttners gehörten zu der alteingewohnten Bauernschaft von Halbenau.

Gustav sah sich während des Gesanges, der mit seinem ausgiebigen Zwischenpiel der Beschaulichkeit reichlichen Spielraum gab, in der kleinen Kirche um. Die Gesichter waren ihm alle bekannt. Hier und da vernahmte er unter den älteren Leuten Einen oder

den Anderen, den der Tod wohl abgerufen haben mochte.

Sein Blick schweifte auch gelegentlich nach dem Schiffe hinab, wo die Frauen saßen. Die bunten Kopftücher, Hauben und Hüte erschwerten es, das einzelne Gesicht sofort herauszuerkennen. Unter den Mädchen und jungen Frauen war manch Eine, mit der er zur Schule gegangen, Andere kannte er vom Tanzboden her.

Gustav Büttner hatte es bisher geflissentlich vermieden, nach einer bestimmten Stelle im Schiffe zu blicken. Er wußte, daß dort Eine saß, die, wenn sie überhaupt in der Kirche war, ihn jetzt ganz sicher beobachtete. Und er wollte sich doch um keinen Preis den Anschein geben, als kümmere ihn das nur im geringsten. Wenn er dorthin blicken wollte, wo sie ihren Kirchenstand hatte, mußte er den Kopf scharf nach links wenden, denn sie saß seitlings von ihm, beinahe unter der Empore. Bis zum Kanzelvers hat er sich Zwang an, dann aber hielt er es doch nicht länger aus, er mußte wissen, ob Katschners Pauline da sei.

Er beugte sich ein wenig vor, so unauffällig wie möglich. Wichtig, dort saß sie! Und natürlich hatte sie gerade auch nach ihm hinausblicken müssen.

Gustav war erröthet. Das ärgerte ihn erst recht. Zu einfältig! Warum mußte er sich auch um das Mädchen kümmern! Was ging ihn die jetzt noch an! Wenn man sich um jedes Frauenzimmer kümmern wollte, mit dem man mal was gehabt, da konnte man weit kommen! Ueberhaupt, Katschners Pauline! — In der Stadt konnte man sich mit so Einer garnicht sehen lassen. In der Kaserne würden sie ihn schön auslachen, wenn er mit der angezogen käme. Nicht viel besser, als eine Magd war sie! wochentags womöglich barfuß und mit kurzen Röcken!

Er nahm eine hochmüthige Miene an, im Geiste die ehemalige Geliebte mit den „Fräuleins“ vergleichend, deren Bekanntschaft er in den Kneipen und Promenaden der Provinzialhauptstadt gemacht hatte. In der Stadt hatte, weiß Gott, das einfachste Dienstmädchen mehr Lebensart, als hier draußen auf dem Dorfe die Frauenzimmer alle zusammen. Er verachtete Katschners Pauline so recht aus Herzensgrunde.

Und einstmal war die dort unten doch sein Ein und Alles gewesen!

Auf einmal zog durch seinen Kopf die Erinnerung an das Abschiednehmen damals, als er mit den Rekruten weggezogen in die Garnison. Da hatten sie gedacht, das Herz müsse ihnen brechen beim letzten Kusse. Und dann, als er wiederkam, zum ersten Urlaub, nach einjähriger Trennung. — Was er da angestellt hatte vor Glückseligkeit! Und das Mädchen! Sie waren ja wie verrückt gewesen, Beide. Was er ihr da Alles versprochen und zugesagt hatte!

Er versuchte die Gedanken daran zu verschenden. Damals war er ja so dumm gewesen, so fürchterlich dumm! Was er da versprochen hatte, konnte garnicht gelten. Und außerdem hatte sie ihm ja selbst auch nicht die Treue gehalten. — Was ging ihn der Zunge an! Ueberhaupt, wer stand ihm denn dafür, daß das sein Kind sei! Er war ja so lange weg gewesen.

Na, mit der war er fertig! Mochten die Leute sagen, was sie wollten! Mochte sie selbst sich beklagen und Briefe schreiben und ihm zu seinem Geburtstag und zu Neujahr Glückwunschkarten schicken — das sollte ihn Alles nicht rühren. So dumm! Er hatte ganz andere Damen in der Stadt, seine Damen, die gebildet sprachen und „Hochwalzer“ tanzen konnten. Was ging ihn Katschners Pauline an, deren Vater armseliger Stellenbesitzer gewesen war.

Inzwischen hatte der Pastor zu predigen begonnen. Gustav versuchte nun, seine Gedanken auf das Gotteswort zu richten. Er war in der Garnison noch nicht gänzlich verdorben worden. Immer hatte er eine rühmliche Ausnahme vor den Kameraden gemacht, welche das Kirchenkommando meist zu Schlaf oder allerhand Unfug benutzten. Er war vom Elternhause her an gute Zucht gewöhnt, auch in diesen Dingen. Der alte Bauer ging den Seinen mit gutem Beispiel voran; er fehlte kaum einen Sonntag auf seinem Plage und verpaßte kein Wort der Predigt.

Auch im Singen stand er noch seinen Mann; freilich mit einer Stimme, die durch das Alter etwas trähend geworden. Karl allerdings, der etwas zur Trägheit neigte, war von einem Kirchenschläfchen nicht abzuhalten. Bald nach dem ersten der drei angekündigten Theile der Predigt sah ihn Gustav bereits vor sich hinstrecken.

Nachdem der Gottesdienst vorüber, stand man noch eine geraume Weile vor der Kirchthür. Der Büttnerbauer sah mit Behagen, daß sein Gustav der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war. Alte und junge Männer umstanden den Unteroffizier. Der Anblick der Uniform erweckte die Erinnerung an die eigene Dienstzeit oder auch bei den Aelteren an die Kriegsjahre. Der Büttnerbauer selbst führte die Denkmünzen der beiden letzten Feldzüge. Auch Karl Büttner hatte seine drei Jahre „weggemacht“, aber bis zur „Charge“ hatte es bisher noch kein Büttner gebracht.

Gustav mußte auf viele Fragen Rede und Antwort stehen. Ob ers nicht bald dicker habe, und wann er nach Halbenau zurückkehre, fragte man ihn. Der junge Mann meinte mit dem Selbstbewußtsein, das die Uniform den gewöhnlichen Leuten giebt, vorläufig gefalle es ihm noch so gut bei der Truppe, daß er nicht daran denke, den Ballast mit der Mistgabel zu vertauschen.

Zwei Frauen kamen auf die Männer zu, eine Aeltere, im bunten Kopftuch und eine Jüngere, mit einem schwarzen Hut, auf dem rosa Blumen leuchteten. Gustav hatte den Hut schon von der Empore aus wiedererkannt. Vor Jahren, als er noch mit Pauline Katschner gut war, hatte er ihr den Hut in der Garnison gekauft und, als er auf Urlaub nach Hause ging, mitgebracht. — Die ältere Frau war die Wittwe Katschner, Paulines Mutter.

„Gutentag och, Gustav!“ sagte Frau Katschner. „Gutentag!“ erwiderte er stürmzelnnd, ohne ihr die Hand zu geben. Das Mädchen hatte den Kopf gesenkt und blickte erröthend auf ihr Gesangbuch. „No, bist De och wiedermal in Halbenau, Gustav?“ meinte die Wittwe und lachte dabei, um ihre Verlegenheit zu verbergen. „Ja!“ sagte Gustav kühl, und fragte einen der jungen Männer irgend etwas Gleichgültiges.

Die Frauen zögerten noch eine Weile, wohl eine Anrede von ihm erwartend. Dann zog das Mädchen, dem das Weinen nahe schien, die Mutter am Rocke: „Kumm ad, Mutter, mir wollen gihn!“ — Darauf entfernten sich die beiden Frauen.

„Die kennst Du wohl garnicht mehr, Gustav?“ fragte einer der jungen Leute mit spöttischem Lächeln den Unteroffizier. Der suchte die Achseln, wiegte sich in den Hüften und gab sich Mühe, so gleichgültig auszusehen, wie nur möglich.

Nun setzte man sich langsam in Bewegung, ein Trupp von zehn, zwölf jungen Männern, meist Schulkameraden Gustavs. Im Kreischam wurde ein Stehbier getrunken und die Zigarren in Brand gesetzt. Dann ging wieder auf die Dorfstraße hinaus. Einer nach dem Anderen suchte nun sein Haus auf, denn die Mittagsstunde war herangefommen. Abends wollte man sich auf dem Tanzboden treffen.

Das Büttnerische Banerngut lag am obersten Ende des Dorfes. Der Bauer und Karl waren bereits vorausgegangen. Gustav wollte in einen Feldweg einbiegen, der ihn in kürzester Frist nach Haus geführt hätte, da hörte er seinen Namen rufen.

Er wandte sich. Katschners Pauline war nur wenige Schritte hinter ihm. Sie leuchtete, beinahe athemlos vom schnellen Laufen.

Er nahm eine finstere Miene an und fragte in barschem Tone, was sie von ihm wolle. „Gustav!“ rief sie und streckte ihm die Hand entgegen. „Bist doch nicht so! Du thust ja gerade, als kennst Du mich am Ende garnicht.“

„Ich hab keine Zeit!“ sagte er, wandte sich und wollte an ihr vorbei.

Aber sie vertrat ihm den Weg. „Ne, Gustav! Aber, Gustav, bist doch nicht so mit mir!“ Sie stand da mit fliegendem Busen und sah ihm voll in die Augen. Er hielt ihren Blick nicht aus, mußte wegsehen.

Sie griff nach seiner Hand und meinte: „Ene

Hand hätt'st De mir immer geben kennen, Gustav!“

Das sei gar keine Manier, ihm so nachzulaufen und ihn am hellen lichten Tage anzureden, sagte er, und sie solle sich wegheeren. Er gab sich alle Mühe, entrüthet zu erscheinen.

Pauline schien keine Furcht vor ihm zu haben. Sie stand dicht vor ihm. Eine Bewegung seines Armes hätte genügt, sie bei Seite zu schieben. Aber er hob die Hand nicht.

„Ober Johr und Tog is es nu schon, Gustav, daß mer uns niche gesehn haben! Und geontwortet hast Du och nich, swiel ich Dir och geschrieben habe. Du thust doch gerade, als wär'ch a schlechtes Madel, Gustav!“ — die Augen standen ihr auf einmal ganz voll Thränen.

Heulen! das hatte grade noch gefehlt! Weibethränen waren für ihn etwas Entsetzliches. Er war ja sowieso schon halb gewonnen durch ihren bloßen Anblick, durch den vertrauten Klang ihrer Stimme. Was für Erinnerungen rief ihm dieses Gesicht zurück! Er hatte so glücklich mit ihr gelebt, wie noch mit keiner Anderen. Sie war doch seine Erste gewesen. Es lag in dem Gefühle so etwas ganz Besonderes, so etwas wie Heimweh, wie Dankbarkeit für ihre Güte gegen ihn. — Daß sie jetzt weinte, war schlimm! Er kam sich schlecht vor und grausam. Das verdros ihn. Nun würde er das Mädchen schwer wieder los werden, fürchtete er.

Sie wischte sich die Thränen mit einer Ecke ihrer schwarzen Schürze ab, und fragte: „Was hast De denn eigentlich gegen mich, Gustav? Sag merich nur a enigstes Mal, was De hast, daß De so bist!“

Er kaute an seinem Schnurrbarte mit verdüsteter Miene. Es wäre ein Leichtes gewesen, ihr auf den Kopf zuzusagen, sie habe es inzwischen mit einem Anderen getrieben. Aber, in diesem Augenblick, unter den Blicken ihrer treuen Augen, fühlte er mit einem Male, auf wie schwachen Füßen dieser Verdacht eigentlich stehe. Er hatte ja die ganze Geschichte, die ihm von Anderen hinterbracht worden war, nie recht geglaubt. Das war ja nur ein willkommener Vorwand für ihn gewesen, auf gute Art von ihr los zu kommen.

Als sie nun jetzt so vor ihm stand, einen Kopf kleiner als er, frisch und gesund, wie ein Apfel, mit ihren guten großen Augen und den leuchtenden Zähnen, da befand er sich wieder ganz unter ihrem Banne.

„Ich habe mich su ärgern müssen über Dich!“ sagte sie leise und schluckte auf einmal auf. Die Thränen saßen sehr locker bei ihr. Zwischen dem Weinen durch konnte sie so lieb und schmeichelnd dreinblicken, wie eine zahme Taube. Niemand hatte dem Mädchen diese Klünste gelehrt, aber, die raffinierteste Kokette hatte keine wirksameren Mittel, das Herz eines Mannes zu bestricken, als dieses schlichte Naturkind.

Plötzlich senkte sie den Kopf, erröthend und noch leiser als vorher meinte sie: „Willst De Dir nich Deinen Zungen ansehen, Gustav? Er is nu bald een Jahr!“

Der junge Mann stand unschlüssig, im Innersten bestürzt. Er fühlte sehr deutlich, daß dieser Augenblick für ihn die Entscheidung bedeute. Wenn er ihr jetzt den Willen that, mit ihr ging und sich den Jungen ansah, dann bekannte er sich zur Vaterschaft. Bisher hatte er das Kind nicht als das seine anerkannt, sich hinter der Ausflucht verjanzend, daß man ja garnicht wissen könne, von wem es sei.

Pauline hatte den Kopf wieder aufgerichtet und bat ihn mit den Augen. Dann mit ihrer weichen Mädchenstimme: „Ich ha' dem Jungen nu schon su viel vun Dir vorderzahlt. Er kann noch ne raden. Aber, Papa! das kann er doch schon sagen. — Komm ad, Gustav, sieh der'n wenigstens a Mal an!“

Sie nahm ihn an der Hand und zog ihn nach der Richtung, wohin sie ihn haben wollte. „Komm ad, Gustav, komm ad mitte!“ so ermunterte sie den immer noch Zaudernden.

Er folgte ihr schließlich. Dabei ärgerte er sich über sich selbst, daß er so nachgiebig war. Er verstand sich darin selbst nicht. Es gab in der ganzen

Unteroffiziersabtheilung keinen schneidigeren Reiter als ihn. „Remonte dressiren“, das war seine Lust. Und dabei konnte er so weich sein, daß ihn der Wachtmeister schon einmal einen „nassen Waschlappen“ genannt hatte. Das war damals gewesen, als seine Charge, die „Kastanie“, den Spat bekommen und zum Hofschlachter gemußt. Da hatte er geweint wie ein kleines Kind.

Pauline schien sich darauf zu verstehen, ihm beizukommen. Sie konnte, wenn sie wollte, so etwas recht „Bethuliches“ haben. Sie that, als habe es niemals eine Abkühlung zwischen ihnen gegeben. Kein weiteres Wort des Vorwurfs kam über ihre Lippen. Um keinen Preis wollte sie ihn in schlechte Laune versetzen. Ihr Bestreben war, ihn garnicht erst zur Besinnung kommen zu lassen. Sie erzählte von der Mutter, von ihrem Jungen allerhand Lustiges und Gutes, brachte ihn so mit kleinen Listen, deren sie sich kaum bewußt wurde, bis vor ihre Thür.

Pauline wohnte mit ihrer Mutter, der Wittfrau Katschner, in einer strohgedeckten Fachwerkhütte, einem der kleinsten und unansehnlichsten Anwesen des Ortes. Es war nur eine Gartenmauer, nicht genug zum Leben und zu viel zum Sterben. Die beiden Frauen verdienten sich etwas durch Handweberei. Früher war Pauline zur Arbeit auf das Rittergut gegangen, aber in letzter Zeit hatte sie das aufgegeben.

Pauline hatte ihr eigenes Stübchen nach hinten hinaus. In Gustav rief hier jeder Schritt, den er that, Erinnerungen wach. Durch dieses niedere Thürchen, das er nur gebückt durchschreiten konnte, war er getreten, als sie ihn in einer warmen Juli-nacht zum ersten Male in ihre Kammer eingelassen. Und wie oft war er seitdem hier aus und ein gegangen! Zu Tag- und Nachtzeiten, ehe er zu den Soldaten ging und auch nachher, wenn er auf Urlaub daheim gewesen war.

In dem kleinen Raume hatte sich wenig verändert während des letzten Jahres. Sauberkeit und peinlichste Ordnung herrschten hier. Er kannte genau den Platz eines jeden Stückes. Dort stand ihr Bett, da das Spind, daneben die Lade. Der Spiegel mit dem Sprung in der Ecke unten links, über den eine Neujahrskarte gesteckt war, hing auch an seinem alten Plage.

Unwillkürlich suchte Gustavs Blick das Zimmer spürend ab. Aber er fand nicht, was er suchte. Pauline folgte seinen Augen und lächelte. Sie wußte schon, wonach er sich umsah.

Sie ging auf das Bett zu und drückte die bauschigen Kissen etwas nieder. Ganz am oberen Ende, tief versenkt in den Betten, lag etwas Rundliches, Dunkles.

Sie gab ihm ein Zeichen mit den Augen, daß er herantreten solle. Er begriff, daß der Junge schlafe und bemühte sich in folgebessenen, leise aufzutreten, den Pallasch sorgsam hochhaltend. „Das is er!“ flüsterte sie und zupfte glücklich lächelnd an dem Kissen, auf dem der Kopf des Kleinen lag.

Der junge Mann stand mit verlegener Miene vor seinem Jungen. Der Anblick benahm ihn ganz; nicht einmal den Helm absetzen hatte er Zeit gefunden. Hinzublicken wagte er kaum. Das sollte sein Sohn sein! Er hatte ein Kind! — Der Gedanke hatte etwas eigenthümlich Bedrückendes; etwas Dumpfes und Beengendes legte sich auf ihn, wie eine große noch unübersehbare Verantwortung.

Sie half ihm, nahm ihm zunächst den Helm ab, rückte das Kind etwas aus den Betten heraus, daß er es besser sehen solle, führte selbst seine große Hand, daß er sein eigenes Fleisch und Blut betasten möchte. Dann fragte sie, sich an ihn schmiegend, wie es ihm gefalle.

Er erwiderte nichts, stand immer noch rathlos, bestürzt vor seinem Sprößling.

Jetzt ging ein Lächeln über die Züge des Kleinen, er bewegte im Schlafe ein paar Finger des winzigen Händchens. Nun erst begriff der Vater, daß es wirklich ein lebendiges Wesen sei, was da lag. Der Gedanke rührte ihn auf einmal in tiefster Seele. — So ein kleines Ding, mit solch winzigen Gliedmaßen, und das lebte doch und war ein zukünftiger Mensch, würde ein Mann sein — sein Sohn! Pauline und er hatten es hervorgebracht; aus seinem

und ihrem Gebein stammte dieses neue Wesen. Das ewige Wunder des Werdens trat vor ihn in seiner ganzen unheimlichen Größe.

Gustav merkte, wie ihm die Thränen in die Augen traten, es würgte ihn im Halse, es kitzelte ihn an der Nase. Er biß die Zähne fest aufeinander und schluckte die Nahrung hinunter; weinen wollte er um keinen Preis.

Pauline eilte derweilen geschäftig auf und ab im Zimmer. Sie hatte den schwarzen Hut mit den rosa Blumen abgelegt, die Aermel ihres Kleides aufgetupft und bis an die Ellenbogen zurückgeschlagen und eine weiße Schürze vorgesteckt. Ohne Hut sah sie noch hübscher aus. Ihr blondes Haar, von selten schöner Färbung, kam jetzt erst zur Geltung, sie trug es nach Art der Landmädchen, schlicht in der Mitte geschüttelt und hinten zu einem Nest von vielen kleinen Flechten verschlungen. Das schwarze Kleid war ihr Konfirmationskleid. Nur durch Auslassen und Ansehen hatte sie es zu Wege gebracht, daß es ihre frauenhaft entwickelte Fülle auch jetzt noch faßte.

Jetzt eilte sie wieder an das Bett. Sie meinte, der Junge habe nun genug geschlafen, er müsse die Flasche bekommen. Sie weckte den Kleinen, indem sie ihn sanft aus den Kissen hob und ihn auf die Stirn küßte. Das Kind schlug ein Paar große, dunkle Augen auf, sah sich verwundert um, und begann sofort zu schreien. Der Vater, der an solche Töne noch nicht gewöhnt war, machte ein ziemlich verdugtes Gesicht hierzu.

Pauline meinte, das sei nicht so schlimm, das Kind habe nur Hunger. Sie nahm eine Blechtanne aus der Nöhre. Das Zimmerchen hatte keinen eigenen Ofen, sondern nur eine Kachelwand, mit einer Nöhre, die vom Nebenzimmer aus erwärmt wurde. In der Blechtanne befand sich ein Gläschen Milch. Pauline, auf dem einen Arm das Kind, führte die Flasche zum Munde, kostete schnell, füllte einen Gummizulz über den Flaschenhals. Dann legte sie den Kleinen wieder aufs Bett, dessen Blicke und Hände begierig nach der wohlbekannten Flasche strebten. Nun endlich steckte sie dem Schreihals den Zulz zwischen die Lippen. Sofort verstummte das Gezeiter und machte behaglich glucksenden Lauten Platz.

Gustav athmete erleichtert auf. Der ganze Vorgang hatte etwas Beklemmendes für ihn gehabt. Während Pauline voll Wonne und Stolz war, konnte er sich einer gewissen Gedrücktheit nicht erwehren. Mit dem Ausdruck einer Zärtlichkeit, wie sie nur eine Mutter hat, beugte sich das Mädchen über das kleine Wesen, dessen ganze Kraft und Aufmerksamkeit jetzt auf den Nahrungsquell gerichtet war, und richtete ihm die Kissen.

Erst nachdem der Kleine völlig glücklich zu sein schien, kam Gustav wieder an die Reihe für Pauline. Sie wuschte ihm einen Stuhl ab mit ihrer Schürze und bat ihn, sich zu setzen. Er hatte noch immer kein Wort über den Jungen geäußert; jetzt nöthigte sie ihn geradezu, sich auszusprechen.

Er meinte, das Kind sehe ja soweit ganz gesund und kräftig aus. Aber das genügte ihrem mütterlichen Stolze nicht. Sie begann, ihrerseits das Lob des Jungen zu singen, wie wohlgebildet er sei und stark. Ja, sie behauptete sogar, er sei ein Wunder an Klugheit, und führte dafür einige seiner kleinen Streiche an. Groß sei er für sein Alter wie kein anderes Kind, schon bei der Geburt sei er solch ein Niese gewesen. Und sehr viel Noth habe er ihr gemacht, beim Stommen, setzte sie etwas leiser mit gefenktem Blicke hinzu. Dann erzählte sie, daß sie ihn bis zum sechsten Monate selbst genährt habe.

Er hörte diesem Berichte von Dingen, die für sie von größter Bedeutung und Wichtigkeit waren, nur mit halbem Ohre zu. Er hatte seine eigenen Gedanken bei alledem. Was sollte nun eigentlich werden? fragte er sich. Er hatte sich zu diesem Kinde bekannt. Als anständiger Mensch mußte er nun auch dafür sorgen. Burschen, die ein Kind in die Welt setzen, und dann Mädchen und Kind im Stiche lassen, hatte er immer für Lumpen gehalten. Einstmals hatte er Paulinen ja auch die Ehe versprochen. Und wenn er sie so ansah, wie sie hier schaltete und waltete, sauber und nett, geschickt, sorgsam und dabei

immer freundlich und voll guten Muthes, da konnte ihm der Gedanke einer Heirath schon gefallen. Daß sie ein durch und durch braves Mädchen sei, das wußte er ja.

Aber, überhaupt heirathen! Er dachte an das Elend der meisten Unteroffiziersehen. Da hätte man sich ja schütteln mögen bei dem bloßen Gedanken.

Und dann gab es da noch Eines: er hätte mit verschiedenen Frauenzimmern in der Garnison brechen müssen. — Das Alles machte ihm den Kopf schwer.

(Fortsetzung folgt.)

Gottfried August Bürger.

Gedenkbild zur hundertfünftzigsten Wiederkehr seines Geburtstages.

Von G. Macasj.

Die Bogen des „Sturmes und Dranges“ hatten sich gelegt. Die deutsche Dichtkunst hatte sich frei gerungen von den Fesseln mittelalterlicher, wunderlicher Regeln einerseits, französischer Künstelei andererseits. Mit dem Beginn der Neuzeit war eine Renaissance durch das gesammte Kunstleben gegangen, an der die Dichtkunst am spätesten theilnehmen sollte. Aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begann auch hier der Umschwung. Die Natur, die man fast vergessen hatte, sollte in der Poesie wieder zur Geltung kommen, die Persönlichkeit, die das Neue in der Außenwelt schauen und wiedergeben lernte, nicht nach stiefen Gesetzen, sondern in freier, selbst geschaffener Form, sollte wieder ihre Rechte erhalten. Von der Bühne herab sprachen nicht mehr die plumpen Hanswurstdiaden und ledernen Haupt- und Staatsaktionen, sondern das echte, psychologische Drama, wie es Shakespeare, das Vorbild der Stürmer und Dränger, geschaffen hatte. Und in der Lyrik sprach nicht mehr das hohle Pathos erkünstelter Gefühle, sondern die einfache Innigkeit und Wirklichkeit eines künstlerischen Seelenlebens. Dies waren die Ziele des „Sturmes und Dranges“ gewesen, aus welchem sich die große klassische Periode der deutschen Dichtkunst entwickelte, bis zuletzt von dem breiten, überschäumenden Strome nichts übrig blieb, als das dürre Wässerlein eines falschen Idealismus, dessen Schöpfer Schiller war und dessen Nachbeter und Nachahmer noch über die Romantik hinaus bis tief in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts ihr kärgliches Dasein fristeten.

Einer der eifrigsten Vorkämpfer und der letzte Vertreter des Sturmes und Dranges war Gottfried August Bürger. In ihm kamen die Hauptmomente dieser Kampfperiode der Dichtkunst zur Geltung: der neue, ursprüngliche Realismus, der die Kunst nicht von der Natur trennt, sie nicht über die Natur stellt, sondern Kunst und Kunstempfinden aus der Natur und der Anschauung der Natur entwickelt. Und zweitens die Individualität, die zu ihrer Bethätigung der freien Entfaltung bedarf, die sich nicht in vorgeschriebenen Kunstbahnen bewegen kann, sondern sich ihre Bahn selbst zeichnet. Daher der gewaltige Unterschied in den Gedichten eines Realisten, wie Bürger, und eines Idealisten, etwa Schillers. Dort die freie, klare Form, die Knappheit der Gedanken und Gefühle, die Ursprünglichkeit des Ausdruckes: hier schwere, einengende Formen, Breite und Weitschweifigkeit der Bilder und Vergleiche, welche die fehlende Natürlichkeit ersetzen müssen, und Bergewaltigung des Ausdruckes. Dort der Dichter, der die Schönheit in der Außenwelt und in sich sieht und zur Schönheit der Kunst macht, hier der Dichter, der die Natur in ein vorgefaßtes Schönheitsideal hineinzwängt, um sie als Gegenstand der Kunst gebrauchen zu können. — Darum erscheinen uns viele, ja die meisten Gedichte Bürgers, zumal seine kurzen Liebeslieder und großen Balladen, trotz ihres Alters noch heute so verwandt und innig, als ob sie aus dem Vorn der Moderne geschöpft wären, während uns die Gedichte Schillers mit ihrer breiten Spracherschwendung, ihrem hohlen Pathos fremd, ja lächerlich vorkommen. Man halte die wunderherrliche „Lenore“ Bürgers gegen Schillers im-



Freiwillige vor! Nach dem Gemälde von



de von Webb Robinson.

fählich poesieflos „Kampf mit dem Drachen“, welcher lesterer freilich den zweifelhaften Vorzug hoher und höchster Idealisierungskunst hat.

Gottfried August Bürger wurde zu Wolmerswende in Halberstadt, wo sein Vater, Johann Gottfried, Prediger war, in der Sylvesternacht von 1747 auf 1748 geboren. Die Zwistigkeiten im Vaterhause, hervorgerufen durch seine zankfüchtige und böshafte Mutter, mochten viel dazu beigetragen haben, die Jugendjahre Bürgers zu verbittern. Auch soll er daheim fast keinen Unterricht erhalten haben. Und so schien es ein Glück gewesen zu sein, daß Bürger zu seinem Großvater, dem Hofherrn Jakob Bauer, nach Aschersleben übersiedelte, wo er die Stadtschule besuchte. Schon frühzeitig regte sich in dem Knaben die Lust zur Dichtkunst, und Althof, sein erster Biograph, berichtet von einem Spottgedicht, das Bürger auf den ungeheueren Haarbeutel eines Primaners verfertigt und das seine Ausweisung aus der Stadtschule zur Folge gehabt haben soll.

Im Jahre 1762 besuchte Bürger das Pädagogium in Halle und zwei Jahre später die Universität daselbst, um, dem Wunsche seines Großvaters gemäß, Theologie zu studiren. Allein bald gab er dieses Studium auf, wandte sich den Geschmackswissenschaften zu, verbrachte aber die meiste Zeit mit Tändeleien, ohne rechten Zweck. Hierzu kam, daß er in die Gesellschaft leichtsinniger Freunde gerieth, durch deren Umgang er sich sehr vernachlässigte. Endlich entschloß er sich dazu, Jurist zu werden und ging an die Universität zu Göttingen. Dort fand er einen großen Kreis junger Literaten und schrieb seine ersten Gedichte. Ein von Voie begründeter *Musen-Almanach*, an dem die besten jungen Dichter der damaligen Zeit mitarbeiteten, gab auch Bürger Gelegenheit, seine Gedichte zu veröffentlichen, allein es blieb ihm keine Zeit, dem „*Hain*“, der berühmten Vereinigung der Stürmer und Dränger, beizutreten, sondern er mußte darnach trachten, eine Stellung zu finden, und ergriff die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot. In Gelliehausen bei Göttingen wurde er von der Familie Uslar zum Amtmann ernannt — eine Stellung, die ihm Sorge genug brachte, da ihm der Senior der Familie, gegen dessen Willen er ernannt worden war, nach allen Richtungen das Leben sauer zu machen trachtete. Gleichwohl gehörte die erste Zeit in Gelliehausen zur fruchtbarsten Periode des Dichters, denn gar bald brach Unglück auf Unglück über ihn herein und verließ ihn bis zu seinem Ende nicht mehr. Schon in Göttingen hatte Bürger eine Uebersetzung von Homers *Ilias* begonnen und hier nahm er das Werk wieder auf. Allein er klagte oft in Briefen an seine Freunde, daß ihm bei den widerwärtigen Amtsgeschäften nichts vom Flecke kommen wolle.

Im Frühjahr 1773 schrieb Bürger, angeregt durch den Gesang eines Landmädchens,

Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle, —

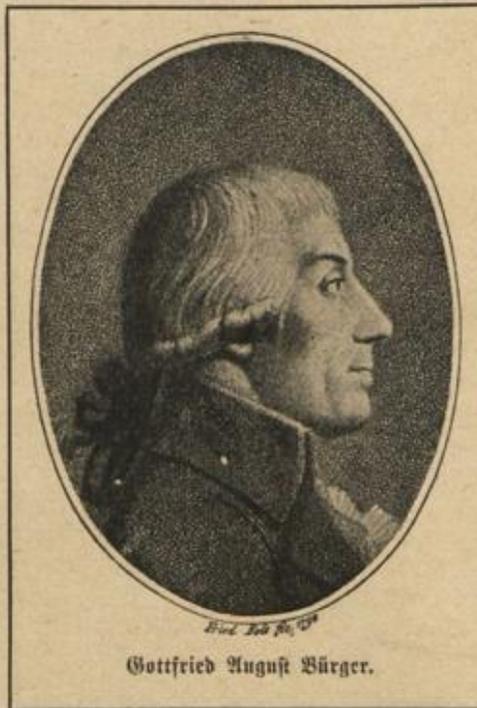
seine schönste Ballade „*Lenore*“ in ihrer ersten Fassung auf. Vollenbet wurde sie erst im Herbst, und als sie nach langem Zureden seiner Freunde im Jahre 1774 im *Göttinger Musen-Almanach* erschien, da ging ein Sturm von Begeisterung durch ganz Deutschland.

Dieser erste und größte Erfolg ermuthigte den in seinem Beruf gedrückten Dichter und er schrieb der Reihe nach seine besten Balladen, wie „*Der wilde Jäger*“ usw.

Im November 1774 heirathete Bürger die ältere Tochter des Amtmannes Leonhard zu Niebeck, Dorothea Marianne, trotzdem ihn schon damals, wie er später in einem Briefe an seine dritte Braut bekannte, die Liebe zur jüngeren Schwester seiner Gattin, Auguste (Molly), erfaßt hatte — diese unglückliche Liebe, die ihn bald immer mächtiger mit sich fortriß und die der Welt wohl die herrlichsten seiner Liebeslieder, ihm selbst aber Jahre lange Qualen brachte. Ueber das seltsame Verhältniß Bürgers zu diesen beiden Frauen, mit denen er thatsächlich in Bigamie lebte, ist fast nichts bekannt, es seien denn die Gedichte Bürgers aus jener Zeit selbst, aus denen es oft wie wildestes Glück und wie ein Verzweiflungsschrei namenloser Qual hervorgellt.

Und zu diesem inneren Zwiespalt kamen stets neue äußere Sorgen, Verluste und Mißheiligkeiten aller Art. „Nieten, nichts als kalte Nieten,“ klagte Bürger, und um seiner traurigen Lage ein Ende zu machen, beschloß er, seinen Beruf und Alles, was ihn an Gelliehausen fesselte, aufzugeben und wieder, als Privatdozent, nach Göttingen zurückzukehren. Im Sommer 1784 starb Dorothea an der Lungen-schwindsucht und bald darauf führte Bürger seinen Vorsatz aus. Zugleich übernahm er die Leitung des *Göttinger Musen-Almanachs*, und dadurch, sowie durch die Hoffnung, mit Vorlesungen, Uebersetzungen usw. sich ein sorgenfreies Loos zu gestalten, schien sich seine Lage doch bessern zu wollen. Nachdem er den Winter noch unter Krankheit und allerlei Kummer zugebracht hatte, eröffnete er im Frühjahr mit gutem Erfolge seine Vorlesungen und verband sich zu Ostern 1785 mit seiner Schwägerin Molly.

Aber es war ein kurzes Glück. Schon im Januar des folgenden Jahres starb Molly. „Mein Haus dünkt mir eine fremde Wüstenei, in die ich nicht gehöre,“ schrieb damals Bürger. „Ich laufe auf und ab, aus einem Zimmer ins andere, setze mich auf jeden Stuhl, lege mich hin und stehe wieder



Gottfried August Bürger.

auf und kann nirgends Ruhe finden.“ Und er fand auch keine Ruhe mehr. Einen Antrag nach Preshburg lehnte er ab. Keine Arbeit bereitet ihm mehr Freude. Auch das ergreifende „*Hohe Lied*“, in dem er Molly verewigte, gewährte ihm nur einen kurzen Trost — bis ihn die Fremdschaft mit Schlegel wieder aus seiner Schwermuth herausriß. Im Jahre 1789 wurde er zum Professor in Göttingen ernannt — leider ohne Gehalt, und so nahm die Sorge ums tägliche Brod kein Ende. Ein Jahr später glänzte ihm noch ein milder Glücksstrahl. Auf seltsame Art lernte er eine junge Schwäbin kennen, Elise Hahn, und vermählte sich mit ihr im Herbst desselben Jahres. Wie wenig diese Wahl glücklich war, stellte sich bald heraus, und auch Bürger blieb es nicht lange verborgen, daß seine Frau in Göttingen den schlechtesten Ruf genoß — im Jahre 1792 ließ sich Bürger von ihr scheiden.

Dies war der letzte schwere Schlag für den unglücklichen Mann. — Die abfällige Rezension Schillers über seine Gedichte schien er mit größerem Gleichmuth zu ertragen: sprach doch, trotz des hohen Lobes, das Schiller Bürgern zollt, gerade aus diesem Lob und aus dem kleinlichen Tadel der Reib und die Mißgunst. Den großen Realisten, dem die Wahrheit Schönheit war, konnte Schiller, der nur das Schöne ohne die Wahrheit suchte, nicht begreifen; daß er ihn aber auch nicht achten konnte, dies richtet die Kritik Schillers mehr, als die nicht glückliche Antikritik, die Bürger bald darauf nebst Epigrammen und Satiren im *Musen-Almanach* veröffentlichte.

Gleichwohl war es nach außen hin eine schwere Schädigung für Bürger, welcher eben seine Homers-Uebersetzung angeündigt hatte, von einem seiner bedeutendsten und einflussreichsten Zeitgenossen so abfällig beurtheilt worden zu sein.

Sein einziger Verdienst in dieser letzten Zeit, in der Bürger krank an Leib und Seele darniederlag, waren seine Uebersetzungen, und trotz der Krankheit mußte er aufs Angestrengteste thätig sein, um nicht in das bitterste Elend zu gerathen. Und als sich ihm die Aussicht auf eine bessere Lage und auf ein festes Professorengehalt eröffnete, starb er, der letzte Ritter aus dem Freiheitskampfe der deutschen Poesie. „Bis zu seinem Tode,“ schreibt sein Biograph Richard Maria Werner, „glaubte dieser starre Realist fest daran, daß gerade das Eigenthümliche, das streng Individuelle das Schöne sei, idealisirte Empfindung dagegen ein Unsinn.“

Fast keinem deutschen Dichter waren wie Bürger so wenig Freuden, fast keinem in einem langen Leben so viel Leid beschieden, daß sein Genius im Kampfe um das Dasein unbarmherzig niedergestampft wurde. Von ihm gilt das Wort: „Ohne Glück keine Entfaltung der Kraft.“ Wie ganz anders hätte sich Bürgers Lebenswerk gestalten können, wie ganz anders hätte er in die Periode des deutschen Klassizismus treten können, als der Gewaltigste Einer mit seiner großen Kraft — vielleicht als der Gewaltigste.

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Festsbruders. Von F. Niebeck.
(Schluß.)

Wie beängstigt, wie furchtbar sah er aus, der Unglückselige! . . . Fort, fort von hier! . . . Jetzt ist es gewiß Mitternacht. . .

Er hat Weib und Kind verloren — wo soll er sie erfragen, wo finden in der weiten Welt. Von rauhherzigen, verständnißlosen Bütteln wird das heimathlose Menschenweib von Grenze zu Grenze gehegt; und jenseits der Grenzen beginnt eine neue Heze, von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, bis abermals zur Grenze. In den tiefsten Einsamkeiten der Wälder, in den Schluchten der Berge, im Dickicht des Ufers und unter ideo Brückengewölben werden die rastlosen Irrfahrer aufgeschauert und durch plumpe Schergenwäld mit pöbelgemeinem und schurkenhaftem Gebahren vertrieben. So geht die Jagd von Land zu Land, und die zerlumpte Horde findet kaum Zeit, die Leichen der zu Tode gehegten Gefährten in Frieden zu verscharren. . .

Wo soll er die Seinen finden? Vielleicht weiß ihm Einer seines Stammes in fernen Jahren ihre Gräber zu nennen. . . Fort, fort! . . .

Und all das mitleidlose Volk bekennt sich mit Brum und Schall zu dem Namen und den Lehren des Erlösers. O Heiland, vergieb mir, wenn ich mich im Herzen abende von der Gemeinschaft Deiner Gläubigen! . . .

Woher kam mir die neue Kraft, das neue Leben? Mit morgenfrischer Behendigkeit legte ich eine gute Strecke Weges zurück, während ich mich in Gedanken mit dem Zigeuner und seinem Schmerze beschäftigte. Doch als ich dann thalwärts ein Licht schimmern sah, dachte ich unwillkürlich daran, daß ich der Ruhe bedürftig sei, und so gleich kam eine Erschöpfung über mich, die ich trotz des Aufgebotes aller Willensstärke nicht zu überwinden vermochte. Wieder knieten bei jedem Schritte die Kniee zusammen, und wieder mußte ich meine Zuflucht zu den Bäumen und den Straßenseiten nehmen. Ich wollte mich zwingen, wieder an den Zigeuner und nur an den Zigeuner zu denken, in der Hoffnung, auf diese Weise nochmals eine Strecke weiter zu kommen, doch die Versuche mißlangen. Die Kraftlosigkeit nahm so sehr überhand, daß ich am Graben hinsank.

Daß der Morgen nicht kommen wollte! Eine unendliche Nacht!

Sollte wirklich der Frost meinem elenden Leben ein Ende machen? Kaum saß ich, so faßte er mich mit wilder Gewalt, schüttelte mich und griff mir ans Herz. Er war noch rauher, schneidender und durchdringender als am Abend.

Drumten lockte das Licht. Dort wohnen Menschen — nur dort ist Rettung zu finden.

Wenn ein gutherziger Samariter gekommen wäre und mir nur einen Bissen warmer Speise, oder mir einen Schluck warmen Getränkes dargeboten hätte, so wäre mir geholfen gewesen. Neu gekräftigt hätte ich dann den Rest der Nacht überstanden. Doch es kam kein gutherziger Samariter.

Gewaltsam zog mich dem Lichte zu. Ohne recht zu wissen, was ich that, strebte ich dem leuchtenden Rettungszeichen entgegen. Zuerst bewegte ich mich kriechend vorwärts, und kam jenseits des Grabens auf Heideland. Dort richtete ich mich auf, und taumelnd gerieth ich in eine junge Waldpflanzung. Die in Reihen gepflanzten Bäumchen reichten mir bis an die Kniee. Ein dunkler Streif, der sich vor meinen Augen erhob, offenbarte sich als dichtes Buschwerk. Ich zwangte mich hindurch, wurde dabei von Dornenranken erfaßt und an der Hand verwundet. Als ich mich von dem tausendkralligen Pflanzenschnal, das meine Kleider vollends in Fetzen reißen wollte, befreit hatte, machte ich einen herzhaften Vorstoß, und plötzlich wich der Boden unter meinen Füßen. Ich stürzte — und ehe ich einen Gedanken fassen konnte, rutschte und rollte ich an einem steilen Hange mit großer Geschwindigkeit hinab in die Tiefe. Just als mir der tiefgefühlte Gruß „Adieu Welt!“ durch den Sinn ging, nahm der Sturz ein Ende. Ich lag auf dem Rücken; über mir sah ich ein Gewirr von Zweigen und den lieben Himmel. Zunächst zweifelte ich, daß ich noch alle Gliedmaßen beisammen hätte, und ich zögerte, mich zu erheben, aus Furcht, alsdann die Erfahrung zu machen, daß irgend etwas an meinem Körper gebrochen sei. Zu meiner frohen Ueberraschung gelang es mir jedoch, mich aufzurichten; die Arme und Beine mußten also unverfehrt geblieben sein. Einen eigentlichen Schmerz empfand ich nicht; doch es war mir, als ob alle Glieder zerschlagen und abgestorben wären und als ob meine Seele einen todtten Leib zu regieren hätte. Ob dieser Zustand durch den Fall erzeugt worden war, vermochte ich nicht zu beurtheilen; ich trug auch kein Verlangen, mir Klarheit darüber zu schaffen.

Meine Mütze, die ich vermisste, fand ich nach kurzem Suchen, und nun drang ich weiter — dem Lichte zu.

Dem Lichte? . . . Das war verschwunden. Aber ich wußte ja die Richtung, in der es geleuchtet hatte. Vorwärts!

Durch dichtes Strauchwerk hatte ich mich durchzuwinden. Dann kam ein Graben. Ich prüfte vorsichtig mit dem Stocke seine Breite und Tiefe. Er war nur schmal, doch breiter, als ich angenommen hatte, denn ich gerieth beim Ueberschreiten mit einem Beine ins Wasser. O, mein armer Fuß! . . .

Jenseits des Grabens kam wieder Gebüsch. Der Boden war sumpfig; ich sank mit den Füßen tief ein und sah abermals meinen Untergang vor Augen. Zum Glück fand ich einen Halt an dem Gesträuch, das auf dem Moorboden wucherte, und die Wurzeln gewährten den Füßen zuweilen festen Grund. Jedes Vorwärtsbringen war ein schwerer Kampf — ach! und der Kämpfer glaubte jeden Augenblick, er müsse leblos hinstinken . . .

Da — o Frohlocken! — ein Häuschen. Ganz nahe vor mir grüßte es mit weißen Wänden und hohem Giebeldach. Daß ich es nicht schon längst gesehen hatte! Ich stand vor einem Hedenzaune. Wie komme ich über den Zaun hinweg? . . . Und wenn ich drüben bin, was soll ich thun? Die Leute wecken? . . . Sie würden mich mit Hunden fortgehen . . .

Nein, nein, sie dürfen mich nicht fortjagen — sie müssen mir helfen, mich retten. Ich will sie beschwören, Mitleid zu haben mit einem Menschen, der dem Tode nahe ist. Und haben sie kein Erbarmen, so werfe ich mich auf ihre Schwelle und bleibe liegen. Mögen sie dann mit mir machen, was sie wollen!

Ich tappte am Zaune entlang, in der Hoffnung, einen Eingang ins Gehöft zu finden. Vergeblich! Ueberklettern konnte ich den Zaun nicht; dazu war ich zu schwach, und das dürre Holz war zu stachelig. Da suchte ich nach einem Schlupfloch, und da keins

zu finden war, warf ich mich aufs Gerathewohl hin, zwangte unten mit Todesverachtung den Kopf durch das dornige Gestrüpp und arbeitete mich mit fester Willenskraft langsam hindurch. Das Blut, das dabei fließen mochte, sah ich nicht, und aus den Schmerzen machte ich mir nichts. Ich hatte schon so viel erduldet, daß es auf einige Wunden nicht ankam.

Ich war im Hofe. Zitternd stand ich vor der Hausthür. Wenn jetzt Jemand käme — er würde mich für einen Dieb halten, mich niederschlagen und die Polizei rufen . . . Wenn mich die Leute durchs Fenster sähen — sie würden mit der Flinte auf mich schießen . . . Daß sie keinen Hund haben — wie unvorsichtig! Aber wie gut für mich, daß sie keinen Hund haben! . . . Wenn ich sie jetzt wecke — und wenn sie Auskunft verlangen, wie ich in den Hof gelangt sei? . . .

Was soll ich anfangen? . . .
Forschend bewege ich mich, ganz leise und in Furcht bebend, ein paar Schritte am Hause hin. Da sehe ich, daß an der Mauer entlang eine dicke Wand von Moos, oder Torf, oder Waldspren errichtet ist. Genau so, wie in meiner Heimath die Wände zur Winterszeit gegen den Einfluß der Kälte geschützt werden. Ich erinnere mich, daß ich als kleiner Junge in eine solche Wand eine Höhle gegraben habe und — mir kommt ein Gedanke. Ich kauere nieder und versuche, ob sich eine Höhle bereiten läßt. Die Wand ist aus dürrer Laub, und die Blätter geben der Gewalt der Hände leicht nach. Die Bresche ist gemacht; sie erweitert sich mit jeder Handbewegung, und je größer sie wird, desto rascher schreitet meine Arbeit fort. Ich scharre und wühle mit schmerzenden Fingern, voll Eifer, voll Ueberhaftung und in zügelloser Eile nach Ruhe. Die Höhle ist noch unvollkommen; sie ließe sich leicht geräumiger machen, doch mein Friedenshunger kennt keine Geduld mehr. Ich dränge mich hinein, presse Kopf und Füße in das warmfeuchte Geviß und suche, so gut es geht, mit der freigebliebenen Linken den der Luft ausgesetzten Theil des Körpers mit Laub zu bedecken. Die Linke arbeitet noch lange Zeit weiter; alle Glieder, die in Kälte erschauern, sucht sie durch Laub zu schüßen . . .

Wie unbequem ich liege! Bügelkrumm! Ich könnte hinauskriechen und das Nest vergrößern, aber ich bin zu müde . . . zu müde . . .

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der Delmüller.

War das Schlaf oder Wachen? Ich glaube, daß ich geschlafen habe. Und dennoch weiß ich, daß unausgesetzt eine beklemmende Furcht wie ein Alpdruck auf mir lastete. Das mag die Furcht vor Entdeckung gewesen sein.

Die Ruhe war für mich eine unermeßlich süße Wohlthat. Ich genoß sie so ganz, wie ich sie nie wieder genossen habe. Trotz der gekrümmten Lage trug ich bald kein Verlangen mehr, anders zu liegen. Ich schlürfte kein Glied, ich spann keine Gedanken; ich schlürfte nur Frieden . . . Frieden . . .

Dann aber stellte sich jene unerklärliche Furcht, jener schlimme, bange Druck wieder ein. Vielleicht war es ein langwährender böser Traum, der mit dem Erwachen meinen Sinnen entwand . . .

Eine Stimme schreckte mich. Ich schlug die Augen auf. Ein winziger Lichtschimmer berührte mich, und ich wendete den Kopf nach der Seite, von der er kam. Nun drang eine Lichtfluth auf mich ein, doch der Kopf steckte noch so tief im Laube, daß mir die Aussicht versperrt war. Ich fragte mich verwundert, wo ich sei; fast gleichzeitig aber ward mir meine Lage entsetzlich klar.

„Was ist denn da drinn?“ hörte ich fragen, und als ich mein Schlumberbett verlassen wollte, fühlte ich einen harten Stoß an der Brust. Ich fuhr mit der Hand hinzu und bekam einen Gegenstand zu fassen. In demselben Augenblicke wurde mein Kopf frei, und ich sah einen alten Mann, der in der einen Hand eine dünne Stange und in der anderen eine Art hielt. Die Spitze der Stange, mit der mich der Alte auf die Brust gestoßen hatte,

hielt ich in der Hand. Kaum war ich mit dem Kopfe draußen, ließ der Mann die Stange fallen, schwang mit beiden Händen die Art zum Schlage und schrie: „Liegen bleiben, oder ich hau Dir den Schädel entzwei!“

Ich fuhr zurück in mein Versteck.
„Wer bist Du?“ fragte der schreckliche Mensch.
„Ein Handwerksbursche bin ich! Seien Sie nur gut! Ich will die Wand schon wieder in Ordnung bringen.“

„Wie bist Du hier herein gekommen?“
„Durch den Zaun bin ich gekrochen. Ich konnte nicht mehr weiter und ich wäre in der Nacht erfroren, wenn ich nicht ein Quartier gefunden hätte.“

„Wo bist Du her?“
Ich schob den Kopf wieder hinaus und erzählte dem Manne in kurzen Zügen meine Erlebnisse. Er unterbrach mich mit den Worten: „Das hättest Du ja bald sagen können! — Da mach' nur, daß Du heraus kommst!“

Ich kroch hervor, doch — o Entsetzen! — ich konnte mich nicht aufrichten. Die Kniegelenke wollten sich nicht bewegen, und der Versuch, die krummen Beine gerade zu richten, verursachte mir brennenden Schmerz. Der Mann fragte besorgt, ob ich krank sei, warf die Art hin und faßte mich unter den Schultern an, um mir beim Aufstehen behilflich zu sein.

„Es wird schon gehen,“ sagte ich entschuldigend, „Die Beine sind mir bloß steif geworden; wahrscheinlich von der Kälte.“

Mit vieler Mühe gelangte ich auf die Füße, und dann fühlte ich, daß dieselbe Steifheit sich des ganzen Körpers bemächtigt hatte. Ich war kaum fähig zu gehen, und der Mann mußte mich stützen.
„Da komm nur in die Stube!“ sagte er und geleitete mich in das Haus.

Wir traten in einen vom Frühlicht mäßig erhellen Raum, der Wohnstube und Schlafzimmer und Küche zugleich war. Mein Begleiter setzte mich auf eine Bank, die an einer der Wände lang hinkief.
„Was ist denn?“ fragte Jemand im Tone ängstlicher Verwunderung.

„Komm raus, Mutter, und mach Feuer, daß uns der Mensch dort aufthaut!“ sagte der Bauer und wandte sich der dunkelsten Ecke des Zimmers zu, die von einem ungeheuren Kachelofen beschattet wurde. In jener Ecke stand ein breites Bett, und ich sah, daß eine weibliche Person sich in den Federn halb aufgerichtet hatte und voll gespannter Neugier zu mir herüber blickte.

„Was ist denn?“ wiederholte sie.
Der Mann gab ihr Auskunft und berichtete ihr lachend und in spaßiger Weise, daß ich in der Nacht die Laubwand eingerissen, mir ein Loch zurecht gemacht und das Haus bewacht hätte. „Er ist aus Schlessen,“ fügte er hinzu.

„Aus Schlessen?“ rief die Frau lebhaft. „Unser Junge ist ja auch in Schlessen! Vielleicht kennt er ihn?“

„Ach wo, Schlessen ist groß!“ entgegnete der Mann, und zu mir gewendet, fügte er erläuternd hinzu: „Wir haben nämlich auch einen Jungen in der Fremde, der ist Schuhmacher und arbeitet jetzt in Trachenberg. Baumert heißt er, wenn Sie ihn vielleicht kennen.“

Ich bedauerte, ihn nicht zu kennen.
Bis dahin hatte der Mann mich geduzt, jetzt ließ er mir das ehrende „Sie“ zukommen.

„Ihnen scheint's auch schon Aunkerig gegangen zu sein,“ sprach er und betrachtete mit spöttischem Lächeln meine Gewandung. „Na, unser August hat auch so ausgesehen, wie er im Brandenburgischen gewalzt ist. Vater, schrieb er von Jüterbog aus, Vater, wenn Du mir keine Hosen schickst, muß ich mit bloßen Beinen nach Berlin gehn!“

Er lachte so vergnügt, als habe der August mit dieser Briefstelle einen prächtigen Witz geleistet.

„Heute aber geht's ihm schon besser,“ ergänzte die Frau den Bericht. „Heute ist er ein großer Herr. An der Kirmeß hat er sein Bild geschickt . . . Schade, daß Sie ihn nicht kennen!“

„Na, Alte, mach, daß Du raus kommst!“ mahnte der Mann. „Ich werde gehn Holz hacken!“

Er verließ die Stube, und von der offenen Thür aus rief er mir noch zu: „Wenns Feuer wird brennen, so setzen Sie sich nur auf die Ofenbank, da werden Sie schneller warm!“

Die Frau, eine anscheinend noch rüstige Greisin, schlüpfte aus dem Bett und trat an den Ofen. Sie hatte offenbar im Laufe der Zeiten die züchtige Scham ihrer Mädchenjahre verlernt und verloren, doch nicht zum Schaden, sondern zum Nutzen ihrer Frauenseele; denn mit jener süßen Unschuld, wie sie der Urmutter Eva vor dem Sündenfalle eigen gewesen sein soll, waltete die Alte, nur mit einem sehr spärlichen Hemd bekleidet, ihrer Pflichten am Feuerherde. Ich, der ich in Anschauungen erzogen worden war, laut denen der unverhüllte Frauenleib ein schändliches Lockmittel der Hölle ist, wandte verwirrt und beschämt die Augen ab.

„Schade, daß Sie den August nicht kennen!“ sagte sie, während sie Holz spaltete. „Im Trachenberg weit von dort weg, wo Sie her sind?“

„O ja, sehr weit!“

„Ich denke, er wird bald heirathen. Eine Braut hat er schon, wie er schrieb. — Sein Sie auch Schuhmacher?“

„Nein, Tischler!“

Sie warf mir einen Blick der Ueberraschung zu. „Tischler sein Sie? Da könnten Sie ja zu meinem Bruder gehen! Der tischlert nämlich und braucht, glaub ich, einen Gesellen.“

Ich spitzte die Ohren.

„Er hat neulich bei uns im Dorfe eine Delmühle gekauft, und nun will er sich noch eine Holzmillerei anlegen; da sucht er einen Menschen, der ihn in der Tischlerei vertritt.“

„Da würd ich sehr gern . . .“

„Sie können ja dann mit meinem Manne einmal hingehen zum Bruder! Er wohnt zwar eine halbe Stunde weg von hier, aber er kommt fast alle Tage herauf . . . Herrje, ich muß mir ja was anziehen; Sie lachen mich sonst am Ende noch aus!“

„Ach nein!“ sagte ich verlegen.

Sie trat an einen Stuhl, auf dem ihre Gewänder lagen und kleidete sich an. Dabei lachte sie mich harmlos an und fragte: „Nicht wahr, an einer alten Frau ersieht man sich nichts?“

Ich fand darauf keine Antwort; doch mir war zu Muthe, als ob ich auf die Alte zustürzen und sie küssen müßte — aus Dankbarkeit für ihre Gastfreundschaft, für ihr offenes, gütiges Wesen, und dafür, daß sie mir Hoffnung auf ein Winterquartier gemacht hatte.

Das Feuer im Ofen brannte, sie nahm einige Töpfe von der Ofenbank, wischte den Platz mit einem Haber ab und lud mich ein, dort Platz zu nehmen. Ich wankte hin und ließ mich nieder.

Donner und Doria, die Beine waren noch immer steif und die Füße schmerzten! . . . Was wäre geworden, wenn diese herrlichen Menschen mich nicht aufgenommen hätten! . . . Ich bat um die Erlaubnis, die Schuhe ausziehen zu dürfen. Sogleich holte die Frau ein paar große Filzschuhe herbei, und während ich mit Mühe mein zerrissenes Lederzeug von den Füßen streifte, erkundigte sie sich mit aufrichtiger Theilnahme nach meinem Befinden und meinen Wanderschwächen. Ich berichtete ihr über meinen Marsch mit den Oesterreichern, über meine Ausweisung und über meine nächtliche Wanderung. Dabei ersuhr ich aus ihrem Munde, daß es ihrem August nicht besser ergangen sei; er habe, als er im Brandenburgischen war, auch keine Söhne an den Stiefeln gehabt. Und dabei sei der August Schuster.

„Da will ich nur schnell machen, daß Sie ein wenig Kaffee in den Leib kriegen!“

Welche wonnige Wohlthat, am warmen Ofen zu sitzen, mit Filzschuhen an den Füßen!

Der Mann kam herein und brachte Holz. Sie theilte ihm mit, daß ich Tischler sei, und machte ihm den Vorschlag, daß er mit mir zu ihrem Bruder gehen solle. Er betrachtete mich schweigend ein Weilchen mit ernstem Gesicht, als trüge er Bedenken; dann aber sagte er zu meiner Freude: „Das geht! Der Lorenz sucht so einen Menschen.“

„Er wird wohl herkommen,“ meinte die Frau. „Der wird garnicht lange sein! Er ist vielleicht jetzt schon im Dorfe. . . Ich hab mir die Stelle angesehen, wo Sie durch den Zaun gekrochen sind. Man siehts ganz deutlich. Eine Kage kann kaum durch, aber ein Handwerksburche kriecht durch alle Löcher! Sie müssen sich ja schrecklich geschunden haben!“

„Blos am Kopfe ein wenig und an den Händen.“

„Mutter, da bringe doch den Lebensbalsam! . . . Nein, wie Sie blos das Loch in der Segwand fertig gebracht haben! . . . Aber es freut mich, daß Sie sich Rath gewußt haben! Unser August hat es ebenso gemacht!“

Die Mutter brachte den Lebensbalsam und bestrich damit meine Wunden. Sie that das so liebevoll und zärtlich, daß ich die Finger meiner eigenen geliebten Mutter zu verspüren glaubte.

Bald darauf war der Kaffee fertig, und die Alte lud mich zu Tische. Nur eine Tasse stand dort, und da ich deshalb zögerte, mich auf den mir angewiesenen Platz zu der Tasse zu setzen, erklärte die edle Greisin, daß sie zunächst nur für mich das Frühstück bereitet habe. „Wir frühstücken erst, wenn das Vieh besorgt ist,“ fügte sie hinzu. „Lassen Sie sichs nur gut schmecken!“

Ein Töpfchen voll dampfenden Kaffees, schönes Brot, frische Butter, dazu noch eine bemalte Tasse mit der goldenen Aufschrift: „Dem Geburtstagskinde!“, und mir zur Seite die beste aller Wirthinnen — wer je solche Gastfreundschaft genossen, als er in fremder Welt dem Verächtnen nahe war, der segnet seine Gastgeber Tag für Tag im Stillen und bewahrt ihnen ein Andenken, wie es schöner und reiner keinem Sterblichen zu Theil werden kann. Kein Geburtstagskind der Welt konnte glücklicher sein, als ich bei meiner Geburtstagstasse . . .

Die beiden Alten waren noch in den Ställen beschäftigt und ich schwelgte noch beim Frühstück, als ein anderer Gast in die Stube trat. Er war ein Mann von etwa vierzig bis fünfzig Jahren, klein, breitschulterig und gut genährt; sein Kopf war auf fallend groß; das Gesicht unrasirt und von gutmüthigem, spöttischem Ausdruck, und über einer kulpigen Schnupfernaße blinzelten vergnügt und listig zwei schmale Auglein. Witten in der Stube blieb er überrascht stehen und sah mich betroffen an. Ich erwartete, daß er grüßen werde, doch er blieb den allerorten üblichen Morgengruß schuldig. Auch ich schwieg. Nach einer geronnenen Pause ging er hinaus.

Sollte das etwa der Mann sein, der mir als Meister zugehört worden war? Ich hätte ihn grüßen und anreden sollen. Meine Unklugheit verdroß mich.

Bald darauf ertönten draußen Stimmen und Schritte . . . „Du hast Glück, Du brauchst nur zu pfeifen und Alles ist da!“ hörte ich den Bauern lachend sagen. „Hier drin sitzt Dein Geselle.“

Die beiden Männer traten in die Stube und die Frau folgte nach.

„Ich habe eine Falle aufgestellt, und da hat er sich gefangen,“ scherzte der Alte weiter. „Draußen die Segwand war die Falle, und da ist er in der Nacht hineingetrochen. Was zahlst Du, so verkaufe ich ihn Dir?“

„Es kommt ganz auf die Papiere an, die er hat,“ sagte Herr Lorenz kühl und ernst, und ich las deutlich in seinen Schlitzaugen, daß er starkes Mißtrauen gegen mich hegte.

Auch meine Gastgeber wurden bei seinen Worten plötzlich ernst und nahmen eine erwartungsvolle Haltung ein. Ich erhob mich, zog meine Papiere aus der Tasche und überreichte sie Herrn Lorenz mit der Bitte, Einsicht zu nehmen. Bögernd nahm er sie und trat damit ans Fenster. Dort zog er eine Brille aus der Tasche, setzte sie langsam und behutsam auf und begann zu studiren. Eine lange, bange Weile studirte er, und endlich fällte er sein Urtheil: „Die Papiere sind gut!“

Ich sah, daß es über meine Wirthsleute wie eine Erleichterung kam. Beide lächelten vergnügt.

„Die Papiere sind gut!“ wiederholte Herr Lorenz, trat an mich heran, betrachtete mich, als wolle er prüfen, ob auch der Mann gut sei, und sagte schließlich: „Er sieht garnicht so aus!“

Den Sinn dieser Worte verstand ich nicht; doch ich deutete ihn zu meiner Beschämung dahin, daß ich nicht ausfah, wie ein anständiger Mensch. Auch der Bauer faßte die Worte so auf, denn er übernahm meine Vertheidigung, indem er von seinem August sprach, der im Brandenburgischen nicht besser ausgesehen habe, und dennoch stets ein vorzüglicher Schuster und ein braver Mensch gewesen sei.

„Ja, das is wahr!“ stimmte die Alte andachtsvoll bei.

„Nun ja, da kann er mit rüber gehen! Wenn er sich einrichtet, kann ers gut bei mir haben!“ sprach Herr Lorenz.

Mein Herz klopfte in jubelnder Erregung. Ich hatte ein Unterkommen gefunden.

„Und denke Dir nur, Lorenz,“ rief lustig der Alte, „ich hätte ihn beinahe mit der Holzart erschlagen! Ich dachte, es wäre ein Räuber oder ein Raubthier.“

„Wie gut das war, daß Sie hergekommen sind!“ sagte die Greisin, und ihre friedensheiteren Augen leuchteten voll Güte. „Das müssen wir dem August schreiben.“

Ich war Arbeitsgefelle . . .

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Freiwillige vor! (Zu unserm Bilde.) Es ist nicht das erste Mal, daß diese furmerproben, kampfesmuthigen Männer der Küste ihr Leben wagen, um unglückliche Schiffbrüchige dem tobenden Element des Meeres zu entreißen. Sie werden es selbst kaum wissen, wie oft sie schon, unbekümmert um Weib und Kind, unbesorgt um ihr eigenes Wohl und Wehe, das Boot hinausgesteuert haben durch die tosende Brandung.

Und doch, so oft, nachdem das Menschenmögliche versucht, die letzten äusersten Kräfte aufgegeben worden, der Ruf ertönt: Freiwillige vor! dann schlägt einem Leben das Herz schneller, mächtiger in der Brust; ein leiser Schauer läuft selbst dem Muthigsten über den Rücken, denn Alle wissen: jetzt gilt es nur mehr einen Kampf auf Leben und Tod, und unter Hunderten ist kaum Einer, der glücklich aus der Brandung wiederkehrt.

Werden auch dieses Mal wieder Freiwillige sich finden, die dem sturmgepeitschten Meere kühnlich die Stirn bieten? Noch herrscht ein Augenblick stummen Schweigens, bangen, erwartungsvoller Stille; aber dann wird es heißen: „Hier, ich — wer?“ — „Glaas Nielsen“ — „und ich“ — „wer?“ — „Peter Braun“. Und so folgt Einer dem Anderen und der letzte Appell an männlichen Heldennuth war auch dieses Mal nicht vergebens.

Todesmuthig steuern sie hinaus in die tobende See — was auch das Ende sei. Würdige Helden der alten Wikinger — mögt Ihr glücklich fahren!

Aus dem Notizbuche eines Betrachtenden.

Von Scotus.

Wenn der Stolz aus der Natur heraus irgend eine Berechtigung hat, so ist es der Stolz des Starken und Gesunden gegenüber den Schwächlichen und Verkümmerten einer Rasse, nach unseren bestehenden Begriffen also der Stolz der Gesunden und Kräftigen aus dem Volke gegenüber dem Ungehunden der herrschenden Gesellschaftsklassen. Allein in ihrer unglückseligen Glanzperiode auf Erden haben die herrschenden Gesellschaftsklassen Alles umgekehrt. Und so kommt es, daß eine ungesunde, in Laster und Lurus verkommene Generation verächtlich auf die kraftvollen Riesen aus dem Volke herabschauen darf — und daß der Riese dies so lange geduldet hat.

Von zwei im Kampfe befindlichen Individuen geht das schwächere zu Grunde. Dasselbe gilt von Gattungen, dasselbe gilt von Völkern. Es ist ein Gesetz der Menschheit überhaupt. Nur die Starken, die Geschlechter der höheren Kraft bleiben übrig; die Schwachen sterben aus. Aber wie es bei Völkern ist, so auch bei Gesellschaftsklassen: oft führen sie noch Jahrzehnte, Jahrhunderte lang nach ihrer Kraft- und Glanzperiode ein Scheinleben weiter. Jeden dagegen, der einen Einblick in die natürliche Entwicklung gewonnen hat, wird dieses oft glanzvoll sich äußernde Scheinleben nicht täuschen über den wirklichen und stetigen Verfall.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Glisenstraße 90, richten.